

k.

enrico ippolito

WAS ROT WAR

ROMAN

KINDLER

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Oktober 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Satz aus der Parable bei hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany

ISBN 978-3-463-00009-1

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt. www.klimaneutralerverlag.de



WAS ROT WAR

TEIL 1

1

Mein Vater liegt begraben zwischen Lebensbäumen und deutschen Eichen. Als er vor vier Jahren starb, habe ich einfach mit meinem Leben weitergemacht, so als ob nichts passiert sei. Wenn die Menschen sagen, die Person lebe in einem weiter, man müsse nur täglich an sie denken, lügen sie. Mein Vater lebt nicht in mir weiter. Die Erinnerungen verblassen, wechseln zwischen Erfindung und Wahrheit. Die hässlichen Dinge, Dämonen, die alle Menschen in sich tragen, werden einfach weggewischt. Von einem Tag auf den anderen. Manchmal weiß ich nicht mehr, ob mein Vater wirklich so war, sich so verhielt, so aussah. Oder ob ich mir das alles nur ausdenke.

Ich sitze im Zug von Berlin nach Köln, mein Gesicht spiegelt sich in der von dreckigen Regentropfen bespritzten Fensterscheibe, es wirkt verzerrt. Ich schreibe in mein kleines grün marmoriertes Notizheft. Gedanken, Fragen. Auf der rechten Seite reihen sich gekritzelte Wörter. Was bedeutete der Kommunismus für meine Eltern? Warum hat meine Mutter nie mit uns darüber gesprochen? Und warum juckt mich das jetzt? Auf die linke habe ich mit Tesafilm ein Foto meines Vaters geklebt. Er wälzt sich in Militäruniform auf dem Boden, die Beretta in den Händen, die Locken kurz geschoren.

Nachdem mein Vater gestorben war, ordneten meine Mutter, meine Schwester und ich seine Sachen in der Wohnung. Wir durchsuchten sie wie Geier, die sich auf ihre Beute stürzen. Was interessierte uns seine Privatsphäre, er hatte keine mehr.

Seine Briefe lagen einsam in einer Schatulle, verstaut im Kleiderschrank meiner Eltern, wir ließen sie dort, ungelesen, ich habe meine Mutter nach dem Inhalt nie gefragt. Die vergilbten Fotos von früher, die ich in einer Schublade entdeckte, können mir heute nur als kleiner Teil des Ganzen dienen. Ich sehe darauf, er hatte einen Bart, schon als junger Mann. Ich sehe auch, er trug eine viereckige große Brille und meistens Anzüge. Ich sehe, wie er im Sommer sein Hemd unten zusammenknotete und den Blick auf seinen Bauch freigab.

Was ich ganz sicher weiß: Er war Kommunist. Das haben mir die vielen Fotos leise erzählt; die wehende Parteiflagge verschwommen im Hintergrund.

Was in meiner Schwester und meiner Mutter vorging, wusste ich nicht. Wir redeten nicht darüber, wir unterstützten uns zwar gegenseitig, aber wir sprachen nicht über unsere Gefühle. In unserer Familie neigen wir dazu, Dinge, die uns bis ins Mark erschüttern, mit uns selbst auszutragen. Stattdessen erzählen wir uns Geschichten.

Die Lieblingsgeschichte meiner Mutter ist, wie sie meinen Vater zum ersten Mal mit nach Palermo nahm, um ihn ihren Eltern vorzustellen, und er sich ungeschickt anstellte. Wir müssen jedes Mal lachen, wenn

meine Mutter davon anfängt. Mein Großvater machte meinen Vater so nervös, dass er seinen Kaffee auf der Couch verschüttete. Zum Glück nahm meine Oma nie das Plastik von den Garnituren ab; das hätte sie nur getan, wenn der Papst oder Enrico Berlinguer persönlich vorbeigekommen wären.

Meine Schwester erinnert sich, wie sie mal als Achtzehnjährige meinen Vater fragte, ob ihr Freund bei uns übernachten dürfe. Seine Augen funkelten, wie die Zündschnur eines hochexplosiven Sprengsatzes. Ich hingegen habe eine Geschichte aus meiner Kindheit, sie begleitet mich schon mein ganzes Leben. Als ich fünf Jahre alt war, wollte ich unbedingt eine Puppe haben, eine dieser teuren, die sprechen und urinieren können. Ich hatte Angst, es meinen Eltern zu sagen. Mein Vater aber sah, wie ich im Kaufhaus immer diese eine dumme Puppe anstarrte. An meinem Geburtstag überreichte er mir ein Päckchen, ich riss das dunkelblaue Geschenkpapier auf und blickte in ein Mondgesicht mit leuchtenden Augen. Ich war glücklich.

So war mein Vater: Er hatte offenbar keine Angst, dass seine italienischen Genossen mich oder ihn verspotten könnten, oder es war ihm einfach egal. Ich war der einzige italienische Junge in Köln, der eine Puppe besaß, so schien es mir.

Während wir seinen Schrank ausräumten und fein säuberlich Hemden, Jacketts, Hosen aufs Bett legten, konnte ich die Tränen nicht zurückhalten. Bis dahin hatte ich noch nicht geweint – weder bei der Nachricht

von seinem Tod noch bei seiner Beerdigung. Aber als ich seine Anzüge platt und leblos auf dem Bett liegen sah, überkam es mich.

Ich kenne so viele Geschichten über meinen Vater, aber nur wenige sind vollständig. Ich weiß, dass meine Eltern sich in der kommunistischen Schule kennenlernten, dass mein Vater später ein hoher Funktionär des PCI wurde und dass meine Mutter irgendwann mit der Partei nichts mehr zu tun haben wollte. Es ist eine Erzählung mit Ellipsen.

Jeden Abend sahen wir mit der ganzen Familie die italienischen Nachrichten, während des Essens, und mein Vater kommentierte die Lage Italiens. Ich konnte noch nichts mit PDS und L'Ulivo anfangen. Erst viel später verstand ich, dass die Kommunistische Partei zersplitterte, zu Partito Democratico della Sinistra wurde, in Democratici di Sinistra und irgendwann in Partito Democratico aufging. Ich kann mich noch an den Schnurrbart eines Politikers erinnern, der immer überall auftauchte und mit allen Parteien irgendwas zu tun hatte. Meine Mutter seufzte jedes Mal, wenn sie ihn im Fernsehen sah, als ob er böse Erinnerungen wachrufen und sein Anblick unsere Familie in die Krise stürzen würde. Ich habe meine Eltern nie gefragt, wer dieser Mann war, es hat mich nicht interessiert.

Als wir Kinder waren, versuchte meine Mutter, uns vor dem Bösen zu beschützen, aber die Welt da draußen flößte uns all ihre Unsicherheiten und vorgefertigten Konzepte ein. Ich habe viele Diagnosen, die ich mir

selbst gestellt habe. Angststörung. Fomo. Panikattacken. Körperdysmorphie Störung. Die Unfähigkeit, ein Zugehörigkeitsgefühl zu entwickeln.

Ich bin auf dem Weg zu meiner Mutter. Einmal die Woche reden wir am Telefon, für zwei Minuten. Seit ich in Berlin wohne, weiß ich nichts über ihr Leben. Die Luft im Zug schnürt mir die Kehle zu. Ich trommele mit der Hand auf den Tisch, spüre den Blick meines Sitznachbarn, es nervt ihn, er sagt nichts. Ich habe die großen Kopfhörer auf, die jegliches Geräusch von außen unterdrücken. Ich schaue mir Fotos auf Instagram an. Mein Daumen streicht nach oben, ich nehme mir pro Foto nicht mal eine Sekunde Zeit. Nachdem ich den ganzen Feed gesehen habe, scrolle ich hoch und sehe mir die Storys an. Männer, die sich halbnackt zeigen. Männer, die ihren Schwanz durch Jogginghosen zur Schau stellen. Männer, die nackt auf ihrem Bett liegen und ihren Schwanz mit Emojis, meistens der Aubergine, verdecken. Ärsche von Männern, behaarte, smoothie, fleischige, kleine, runde, rasierte, wabblige, feste, Pfirsichärsche. Und mindestens zwanzig Männer, die obligatorische Sportstudio-Selfies posten. #Gay #Gymprogress #VPL und manchmal auch #InspirationalDay. Gelangweilt lege ich das Handy zur Seite.

Ein letzter Blick auf mein Notizbuch. Nach knapp fünf Stunden bin ich am Kölner Hauptbahnhof angekommen.

«Ciao, Amore.»

Ich blicke auf. Meine Mutter steht am Breslauer Platz und winkt mir zu. Ich lächle und gebe ihr einen Kuss. Trauer flackert in ihrem Blick.

Im Auto machen wir Smalltalk. Wie läuft die Uni? Geht es dir gut? Hast du endlich einen Freund gefunden? Das Übliche. Wir sprechen ein bisschen über Rosa, meine Schwester, die bald zu Besuch aus Italien kommen wird, mit Kind und Mann. Die Stimme meiner Mutter ist brüchig.

Nachdem ich meine Sachen im Gästezimmer verstaut habe, gehe ich zu ihr in die Küche. Sie steht am Herd.

«Was ist los?» Ich blicke ihr in die Augen.

«Lucia ist tot. Ich habe es gestern erfahren.»

«Wer ist Lucia?»

Ich setze mich in ihr Wohnzimmer. Es ist nicht die Wohnung, in der ich aufgewachsen bin. Ich warte in einem Raum, der einer fremden Person gehören könnte, während ich den Kaffee hochsteigen höre.

Auf einem der Fotos, die ich nach dem Tod meines Vaters in der Schublade fand, tauchte eine mir unbekannte Frau auf. Ich suche auf meinem Handy nach dem Bild, das ich damals abfotografiert habe. Nach einer Weile finde ich es. Im Zentrum der Aufnahme sehe ich sie. Sie hat lange, schwarze Haare, eine perfekte konkave Nase. Ihre Augen erinnern an eine Katze, sie scheinen niemals den Blick abzuwenden. Die Augenbrauen sind auf geheimnisvolle Weise geschwungen. Die Lippen rot und voll. Ich schaue auf die abfotogra-

fierte Rückseite des Bildes, lese in der feinen, schwankenden Handschrift meiner Mutter: *Istituto di Studi Comunisti Palmiro Togliatti, Frattocchie, 1978. Antonio, Lucia und ich.*

Beim ersten Betrachten des Fotos hatte ich nur auf meinen Vater geschaut. Ich wollte, dass das Bild mir etwas über ihn erzählte. Ich wollte ihm näher sein. Jetzt kann ich den Blick nicht von dieser Frau abwenden. Es ist, als ob ich sie schon mal gesehen habe.

Meine Mutter stellt das Tablett mit den Espresso-tassen auf dem runden Glastisch ab, setzt sich in den gegenüberliegenden Sessel.

«Warum hast du mir nie von ihr erzählt?», frage ich.
«Es ist eine lange Geschichte.»

2

1978, PALERMO

Der Brief lag einsam auf der Kommode, in einer mit rosa Kaktusfeigen bemalten Porzellanschale. Cruci konnte ihre Aufregung nicht verbergen. Das Kuvert war geöffnet, was bewies, jemand kannte den Inhalt schon. Ihre Mutter erlaubte ihr nicht, den Brief anzurühren. Nicht, bis ihr Vater zu Hause war.

Cruci hielt es nicht mehr aus. Sie lief in die Küche, wo ihre Mutter das Essen vorbereitete, die Schürze mit den Umrissen ihrer Insel straff um die Hüfte gebunden. Cruci verstand, es war sinnlos, ihre Mutter noch mal zu bitten. Also schwieg sie.

Auf dem Tisch standen die Zutaten: Hack, halb und halb, geräucherte Provola, altes Brot am Stück, Eier, Salz, Parmesan, Petersilie, Thymian und Minze. Die Mutter bereitete Crucis Lieblingsessen zu. Den Polpette fügte sie immer etwas Minze hinzu, schon ihre Großmutter hatte es so gemacht, und Cruci würde es später auch so machen.

Sie setzte sich zu ihrer Mutter an den massiven Holztisch, in den Crucis jüngere Brüder ihre Initialen geritzt hatten. Vor ihnen stand eine große Glasschüssel. Ihre

Mutter begann, vom alten Brot die Kruste abzuschneiden, Cruci hatte die Reibe schon in der Hand, nahm die Brotstücke entgegen und rieb Brösel in die Schüssel. Ihre Mutter hackte die Petersilie, den Thymian, die Minze und legte die Kräuter in den Holzmörser, zerstiess alles ordentlich, bis es vermengt war. Mit einem Löffel gab sie die grüne Paste in die Schüssel. Cruci schlug mit einer Gabel zwei Eier auf und mischte sie hinein.

Jetzt begann der Teil, den Cruci am liebsten mochte. Ihre Mutter hatte das Hack schon in die Schüssel gegeben, Cruci lief zum Wasserhahn, wusch sich die Hände, trocknete sie gut ab, setzte sich zurück an den Tisch und begann, alles zu vermengen. Sie liebte es, wenn das Fleisch mit den anderen Zutaten in ihren Händen zu einer Paste wurde, wenn Dinge, die eigentlich getrennt voneinander existierten, eins wurden. Sie machte eine Faust in dem Hack und spürte, wie das Eigelb ihre Hände benetzte. Sie knetete und knetete. Sie wollte den Erfolg sehen.

Cruci und ihre Mutter sprachen kein Wort. Jede hatte ihre Rolle, kannte sie auswendig. Fast hätte Cruci den Brief vergessen. Während sie weiter knetete, erhitzte die Mutter auf dem Gasherd schon den Topf mit dem Sonnenblumenöl. Sie kam zurück an den Tisch, und gemeinsam begannen sie, kleine Bällchen zu formen.

Der Duft von Frittieröl mischte sich mit der Minze, gleich würde die ganze Wohnung danach riechen. Ihre

Mutter legte die Fleischbällchen in den Topf, eins nach dem anderen.

Cruci erhob sich. Ihre Arbeit war getan.

Sie ging in das Zimmer, das sie sich mit ihren zwei Brüdern teilte, und legte sich auf ihre Pritsche. Um sich abzulenken, griff sie nach Natalia Ginzburgs «Familienlexikon» und begann zu lesen. Die Geschichte wühlte sie auf. Die Welt der Familie Levi erschien ihr so bedeutsam. Während ihre eigene Familie einfach nur war wie alle anderen hier im Viertel.

Ihre Brüder zogen sie immer damit auf, dass sie, wenn sie nicht gerade im Haushalt half, ständig ein Buch in den Händen hatte. Doch heute konnte sie sich nicht konzentrieren, die Wörter verschwammen vor ihren Augen, setzten sich nicht in ihren Gedanken fest. Cruci überlegte, ob sie sich den Briefumschlag noch mal genauer ansehen sollte, vielleicht stand doch ein Absender drauf?

«Crocifissa», rief die Mutter durch die Wohnung und betonte das Doppel-S in ihrem Namen. Das tat sie immer, wenn sie etwas von ihr wollte. Sie zog ihren Namen dann wie Kaugummi. «Komm und deck den Tisch!»

Cruci stand auf, lief an dem Schlafzimmer ihrer Eltern und dem kleinen Bad mit dem Eimer voll dreckigem Badewasser vorbei in die Küche.

«Da bist du ja», sagte ihre Mutter ungeduldig.

Cruci entfaltete die Tischdecke mit den kleinen orangen Karos und den eingenähten Champignon-Mo-

tiven. Sie nahm fünf Teller aus der Holzanrichte, die sie von der Familie ihres Vaters geerbt hatten, und deckte zügig, aber sorgfältig den Tisch.

«Mist. Cruci, ich habe den Wein vergessen. Läufst du schnell zu Corrado und holst eine Flasche?»

Cruci wusste, es war keine Bitte. Sie lief aus der Küche, an der Porzellanschale vorbei, drehte sich noch mal kurz um und verließ dann die Wohnung.

Sie ließ das weißgraue Gebäude mit den kleinen Balkonen hinter Eisengittern und den Holztüren, die zu den Küchen der anderen Wohnungen führten, hinter sich. Cruci liebte Albergheria, ihr Viertel, für seine vielschichtige Persönlichkeit. Von der Via Carlo Forlani bog sie in die Via Giovanni di Cristina ab. Die Sonne schien auf die halbrunde, terrakottafarbene Kuppel von San Giovanni degli Eremiti. Als Kind hatte ihre Mutter ihr alles über die Kirche erzählt, ein normanischer Bau, dort, wo vorher eine Moschee gethront hatte, die wiederum aus einer byzantinischen Kapelle hervorgegangen war. Cruci kniff die Augen zusammen, um den Blick nicht abwenden zu müssen. Um die ganze Pracht aufnehmen zu können.

Sie bog rechts in die Via Andrea Veschio ab, lief an dem Herrenfriseursalon vorbei, in dem ihr Vater sich seinen Seitenscheitel kämmen ließ, dem Haushaltswarengeschäft, wo ihre Mutter alles kaufte, weil, wie sie stets betonte, nur arme Leute auf den Markt gingen. Ihr Vater hatte früher in einer der Schwefelbergbau-Fabriken Siziliens gearbeitet, die Arbeit brachte Geld

nach Hause, bis immer mehr Fabriken wegen der Konkurrenz aus den USA geschlossen wurden. Nun half er ab und zu auf dem Markt aus, genau wie Crucis Brüder, sie mussten alle arbeiten, ihre Mutter verrichtete Näharbeiten in der Nachbarschaft, und Cruci half ihr dabei.

Ihre Gedanken wanderten immer wieder zurück zu dem Brief, konnte es die Antwort auf ihre Bewerbung sein? Sie hatte so lange darauf gewartet, es erschien ihr unwirklich, dass er jetzt da lag.

Sie lief weiter die Straße runter, bis sie den Markt Ballarò erreichte. Obwohl es der kürzere Weg gewesen wäre, hatte sie keine Lust, ihn ganz zu durchqueren. Sie wollte ihrem Vater nicht bei der Arbeit begegnen, außerdem müsste sie dann an jedem zweiten Stand anhalten, um kurze, nichtige Gespräche zu führen. Stattdessen ging sie nur ein Stückchen die Straße hoch und bog dann schnell in die Via del Bosco ab.

Vor ihr erschien die Chiesa del Gesù. Allein der Gedanke an den Innenraum der Kirche ließ Cruci erschauern. Wie viel das Gold heute wohl wert wäre? Würde es ausreichen, um das ganze Viertel zu restaurieren? Würden alle Menschen in Albergheria davon profitieren und unter besseren Bedingungen leben können? Jedes Mal, wenn sie an die Kirche dachte, kamen ihr diese Fragen.

An der nächsten Kreuzung lief sie über die Straße, ohne auf die Autos zu achten, sie passten sich ihrer Geschwindigkeit an. Ein Fahrer hupte laut, Cruci würdigte ihn keines Blickes und hob nur die Hand – nicht,

um sich zu entschuldigen, sondern um zu sagen: «Was willst du eigentlich? Lass mich in Ruhe.»

Sie bog links in die Via Maqueda ein und sah Corrado schon von weitem lautstark mit jemandem vor seinem Geschäft sprechen. Den Mann hatte Cruci noch nie gesehen, er musste aus einem anderen Viertel kommen. Als Corrado sie erkannte, lächelte er so breit, dass sein weißer Schnurrbart fast die Augenwinkel erreichte.

«Cruci, schön, dich zu sehen. Deine Mutter hat den Wein vergessen, was? Warte, ich hole die Flasche. Was feiert ihr denn eigentlich?» Corrado lief schon in seinen Laden, ohne die Antwort abzuwarten.

«Ich weiß es auch nicht», rief sie ihm hinterher.

Sie spürte, wie der Blick des anderen Mannes auf ihr ruhte. Er lächelte sie an, auf eine Art, die Cruci von älteren Männern kannte: nicht bedrohlich, aber so, dass die Machtverhältnisse sofort geklärt waren. Er war älter und ein Mann, sie war in seinen Augen nur ein Mädchen.

Corrado kam aus dem Laden zurück. «Nimmst du mir die Flasche ab?»

Sie nahm die Plastiktüte entgegen, rief Corrado ein «Ciao» zu und lief nach Hause.

«Mama, was steht in dem Brief?», fragte Cruci, als sie die Flasche auf dem Tisch abstellte.

«Sei nicht so neugierig, mein Schatz. Hol lieber deine Brüder rein. Papa ist gerade gekommen.»

Cruci gab ein leises «Pff» von sich und ging zum Balkon.

«Gianni, Giorgio, kommt rein», rief sie über den Innenhof. Neben sich hörte sie ihre Nachbarin die Wäsche auf die Leine hängen.

«Guten Abend, Frau Rizzo.»

«Hallo Cruci, geht es dir gut? Grüß deine Mutter schön.»

«Ja, mach ich.»

Sie lief in die Küche zurück, wo ihr Vater schon am Tisch saß. Der Saum seiner grauen, fleckigen Hose war leicht hochgerutscht.

«Wie war die Arbeit?» Sie gab ihm einen Kuss auf die rechte Wange.

Ihr Vater senkte den Kopf. «Willst du nicht lieber wissen, was in dem Brief steht?»

Er hielt den Umschlag in die Höhe, zog das Schreiben heraus, Cruci sah die Tinte auf der Rückseite des Papiers, aber entziffern konnte sie nichts.

Ihr Vater überflog die Zeilen, dann blickte er sie lange an. Er erhob sich von seinem Platz. Trat zu ihr, nahm sie in den Arm und gab ihr einen Kuss auf die Stirn.

«Was steht denn drin?» Ihr Herz pochte laut.

«Wann gibt es was zu essen?», fragten Giorgio und Gianni, die jetzt in die Küche gestürzt kamen.

«Geht euch lieber die Hände waschen», sagte der Vater.

Sein weißes Unterhemd gab den Blick auf seine behaarten Schultern frei.

«Alle zu Tisch», sagte Crucis Mutter, und die einzelnen Familienmitglieder begannen, sich an ihre Plätze

zu setzen. Crucis Vater am oberen Tische, Gianni ihm gegenüber, Cruci und Giorgio an den Seiten. Crucis Mutter brachte das Essen, setzte sich links neben ihren Mann. Er schenkte sich und seiner Frau ein Glas Rotwein ein. Cruci konnte den Gesichtsausdruck ihrer Mutter nicht deuten.

«Paolo Rossi ist eine Bombe», rief Giorgio.

«Was redest du, Gio? Gai Scirea ist der Beste von allen», widersprach sein Bruder.

Ihre Mutter stand noch mal auf, um altes Brot zu holen, drehte sich kurz um, und Cruci bildete sich ein, Freude in ihren Augen zu erkennen. Ihr Vater tippte seinen beiden Söhnen auf die Schulter.

«Schluss jetzt. Hört auf, über Fußball zu reden.»

Zum ersten Mal sah Cruci ihren Vater so. Es herrschte ungewöhnliche Stille in der Küche, selbst ihre Brüder machten keine albernen Bemerkungen mehr.

«Anna, ab heute wird unsere Tochter nur noch Großes vollbringen. Sie wird die Partei und den Kommunismus stark machen. Unsere Cruci ist die Hoffnung dieses Landes.»

Cruci konnte nicht schlafen, sie drehte sich im Bett von einer Seite auf die andere. Als Erste aus ihrer Familie würde sie die kommunistische Schule in Frattocchie besuchen. Der Schule, die Hoffnungsträger zu Funktionärinnen und Funktionären ausbildete und auf die Arbeit in der Parteizentrale vorbereitete.

Als der lokale Parteiverein Cruci vor sechs Monaten

für einen Platz in Frattocchie vorgeschlagen und ihr ein glühendes Empfehlungsschreiben ausgestellt hatte, hätte sie niemals damit gerechnet, angenommen zu werden. Sie wusste, worauf ihre Eltern alles verzichtet hatten, damit sie überhaupt zur Schule gehen konnte. Hoffentlich waren sie wirklich stolz auf sie. Aber beim Essen hatte es so ausgesehen.

Cruci lächelte im Dunkeln. Wie würde es sein, Palermo zu verlassen? Frattocchie lag in der Nähe von Rom, weit weg. Bis auf ihre Familie hielt sie hier nichts. Für Freundinnen hatte sie keine Zeit, zwischen Schule, Partei und ihrer Mutter im Haushalt helfen, konnte sie sich nicht noch mit Tratsch beschäftigen. Und überhaupt: Was brachte es zu wissen, wer mit wem ausgegangen war? Wer wen geküsst hatte? Sie war sicher, die anderen fanden sie langweilig, vielleicht seltsam, aber Cruci störte das nicht. Sie hatte im letzten Jahr ein Ziel gehabt, und jetzt hatte sie es erreicht. Sie würde Palermo verlassen, das sorgte in den nächsten Monaten für genug Gespräche in der Nachbarschaft. Sie war glücklich und erschöpft. Endlich schloss sie die Augen und schlief ein.

Am nächsten Morgen klopfte es an der Zimmertür, Gianni und Giorgio waren schon aus dem Haus. Sie lag auf ihrem Bett, ihr Buch in den Händen.

«Herein.»

Ihr Vater betrat den Raum, sie setzte sich auf, ihre Füße berührten den kalten Fliesenboden.

«Papa, warum hast du angeklopft?»

Er ließ sich auf dem Bett ihres Bruders nieder. «Cro-cifissa, du wirst bald ein Jahr weg sein. Und ich wollte ...»

Er machte eine zu lange Pause, suchte nach den richtigen Worten, was ihr ein wenig Unbehagen bereitete.

«Tja, du weißt, es ist eine große Ehre, für Frattocchie ausgewählt zu werden. Und es werden auch, na ja, also es werden auch Männer da mit dir leben, und ich wollte –»

Crucis Schrecken löste sich. Sie verstand, worauf ihr Vater hinauswollte.

«Papa, du musst dir keine Sorgen machen. Ich gehe dorthin, um zu lernen. Ich will alles über die Geschichte unseres Landes und die Arbeiterbewegung erfahren. Ich will nichts tun als das. Da bleibt keine Zeit für ...»

«Nun ja ... Aber du musst wissen, es kursieren viele Gerüchte über die Schule, und ich will nur sichergehen, dass –»

«Ich habe keine Zeit für so etwas. Der einzige Mann, für den ich mich interessiere, ist Enrico Berlinguer.»

Nachdem sie es gesagt hatte, fingen beide an zu lachen.

«Ist gut, ich will einfach nur, dass du dort endlich Antworten auf all deine Fragen bekommst. Antworten, die ich dir in letzter Zeit nicht mehr geben konnte.»

Er sah ein bisschen traurig aus, als er das sagte.

Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter, so saßen sie eine Weile da.

Als ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, zog sie den Brief unter dem Kopfkissen hervor, um ihn ein weiteres Mal zu lesen. Aus der Nachttischschublade holte sie ihr Notizheft heraus, in das sie sich in letzter Zeit verschiedene politische Fragen aufgeschrieben hatte. Sie schlug die erste Seite auf und begann zu lesen: Warum etablierte der Chef des Partito Comunista Italiano, Enrico Berlinguer, den Eurokommunismus und distanzierte sich von der Sowjetunion? War der historische Kompromiss eine Art Verrat der kommunistischen Werte? Warum haben die Roten Brigaden den Ministerpräsidenten der Democrazia Cristiana, Aldo Moro, gehasst, aber nicht Berlinguer?

Schnell schlug sie das Heft wieder zu und verstaute es in der Nachttischschublade. Als ob sie Angst hatte, dass ihre Gedanken sich hier und jetzt verselbständigten, je länger die Seiten aufgeschlagen vor ihr lagen. Würde sie ihre Antworten bekommen? Cruci wollte daran glauben, aber sie spürte auch eine leichte Unruhe.

Für Crucis Vater bedeutete die Zusage eine Chance, die ihm selbst trotz seines Partei- und Gewerkschaftsengagements immer verwehrt geblieben war. Cruci musste ihm und allen anderen beweisen, dass es richtig gewesen war, auf sie zu setzen. Sie durfte niemanden enttäuschen.

Und obwohl sie den Druck spürte, konnte sie nicht anders, als zu lächeln. Sie würde Palermo verlassen, das erste Mal in einem fremden Bett schlafen. Sie hoffte, dass sie ein eigenes Zimmer bekäme, nur für sich. Und

sie würde die Mitte Italiens kennenlernen, wo die Dinge vielleicht ein bisschen besser liefen als hier.

Ob sie dort auch das Klo mit altem Badewasser ausspülen mussten? Cruci versuchte, den Gedanken abzuschütteln, er erschien ihr banal. Was bedeutete schon Wassersparen, wenn die großen kommunistischen Lektionen auf sie warteten?